Hans Mathias Kepplinger (Hrsg.)

Angepaßte Außenseiter

Was Journalisten denken und wie sie arbeiten

Freiburg und München: Verlag Karl Alber 1979. 284 S. (Alber Broschur Kommunikation, Bd. 8)

Schon häufiger hat man Berufsbild, Selbstverständnis und Arbeit von Journalisten mit widersprüchlichen Begriffspaaren zu charakterisieren versucht: "professionelle Dilettanten" und "unkontrollierte Kontrolleure" sind Beispiele; der Titel des vorliegenden Sammelbandes fügt sich in diese Tradition. Offensichtlich zieht der Beruf "Journalist" immer wieder die Einschätzung (oder mindestens die Vermutung) auf sich, in besonderem Maße von Widersprüchen gekennzeichnet zu sein. Allein an dem Mißverhältnis zwischen Anspruch und Realität kann das schwerlich liegen, denn dies läßt sich auch – um nur einige Beispiele zu nennen – für Ärzte, Anwälte, Geistliche, Lehrer oder Wissenschaftler nachweisen, und nicht nur in Einzelfällen. Wenn der Journalisten-Beruf in dieser Hinsicht weitergehendem Mißtrauen begegnet, müssen zusätzliche Ursachen dafür vorliegen.

Eine wesentliche Rolle dabei spielen sicher einige für den Journalismus bezeichnende Tatsachen und Merkmale: bereits das Fehlen einer formalisierten Ausbildung, der "offene Berufszugang", heterogene gesellschaftliche Funktionen und Orientierungen, verschiedenartige Tätigkeitsfelder und unterschiedliche Zielsetzungen machen es beinahe unmöglich, ein leidlich konsistentes Berufsbild zu formulieren; die langwierigen und im Resultat nicht sehr ergiebigen Versuche etwa der journalistischen Berufsverbände beweisen das: sie sind entweder homogen und folgerichtig – dann entsprechen sie nicht der beruflichen Realität – oder sie entsprechen der beruflichen Realität – dann sind sie systematisch meist nichtssagend. Vielleicht geht es hier wirklich um die Quadratur eines Kreises?!

Das offenkundige und seit langem bekannte Dilemma hat in den letzten Jahren zunehmend die empirische Kommunikator-Forschung auf den Plan gerufen: es wurden eine Reihe von Erhebungen zur Ausbildung, zur Arbeitsweise, zu den Orientierungen und Zielvorstellungen, zur sozialen Situation u. ä. mit Journalisten verschiedener Medien und unterschiedlicher hierarchischer Position durchgeführt. Ein Schwerpunkt dieser Untersuchungsaktivitäten lag dabei im Institut für Publizistik in Mainz. (Ob dabei das (be-)streitbare wahlforscherische Engagement dieses Instituts zu Lasten der Journalisten besonders günstige Voraussetzungen geschaffen hat, mag dahingestellt bleiben.) Hans Mathias Kepplinger hat einige Arbeiten im vorliegenden Sammelband zusammengefaßt, der – neben seiner eigenen Einführung – 11 Beiträge enthält. Da es nicht möglich ist, auf die Methoden und Ergebnisse aller Einzelbeiträge ausführlich einzugehen, sollen hier in erster Linie die Tendenzen und Trends der Ergebnisse und mögliche Interpretationsansätze skizziert werden. Sie geben – um dies vorwegzunehmen – Anlaß genug zur kritischen Selbstreflexion sowohl für Journalisten als auch für Wissenschaftler.

Wolfgang Donsbach hat in seinem Beitrag "Legitimitätsbewußtsein und Legitimationsgründe von Journalisten" die Ergebnisse von Befragungen unter dem Gesichtspunkt ausgewertet, wie Journalisten ihre gesellschaftliche Funktion sehen und wodurch sie diese legitimieren. Donsbach entnimmt seinen Daten den Schluß, "daß sich die Journalisten in einer beruflichen Funktion sehen, die *reaktiv und aktiv* gestaltend auf die politische und soziale Realität wirkt." (S. 37) Tatsächlich zeigt sich hier jenes ambivalente Funktionsverständis, das der ambivalenten Funktion der Journalisten, sowohl "Berichterstatter" als auch "Innovatoren und kritische Anwälte" zu sein, entspricht. Donsbach freilich sähe die Funktion der Journalisten lieber auf eine bloß reaktive "gesellschaftliche Vermittlertätigkeit" beschränkt, die er "einer restriktiven Verfassungsinterpretation" entnimmt. – Bemerkenswerter hingegen erscheint die Neigung der Journalisten, die Berechtigung ihres Tuns vorzugsweise aus eben diesem Tun herzuleiten: 63 % (von 81 befragten) Journalisten stimmten immerhin der Ansicht zu, ihr Einfluß innerhalb der Gesellschaft sei dadurch legitimiert, daß "Journalisten eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe erfüllen"; Sachkompetenz und Qualifikation durch Ausbildung z. B. treten demgegenüber weit zurück.

Ursula Hoffmann-Lange und *Klaus Schönbach* haben die Fragestellung "Berufliche Mobilität und politisches Bewußtsein der Medienelite" aufgrund einer Elite-Umfrage von 1972 untersucht. Auffallend für die Medienelite ist zunächst, daß sie von allen Eliten den geringsten Grad an Mobilität aufweist: etwa die Hälfte der Führungskräfte im Rundfunkbereich und fast zwei Drittel der Führungskräfte in der Presse haben nie in einem anderen Bereich gearbeitet als in den Massenmedien. Jedenfalls kann von

der oft behaupteten besonderen Offenheit und Beweglichkeit in den Medienberufen kaum die Rede sein; mindestens vom Karrieremuster her erscheint die Medienelite eher als eine "geschlossene Gesellschaft". – Im Hinblick auf das politische Bewußtsein haben die Autoren bei der Medienelite kaum Abweichungen von den Vorstellungen der Führungskräfte in anderen Bereichen gefunden, die Medienelite "ist in den Konsens der Eliten sogar eher fester eingebettet" insofern, als sie die Postulate eines liberal-pluralistischen Systems offenbar entschiedener vertritt als andere Teileliten (z. B. in Wirtschaft und Gewerkschaft). Allerdings entspricht dem nicht immer eine real praktizierte Breite des Meinungsspektrums: insbesondere in der Presse führt "oft eine eindeutige redaktionelle Linie zu verstärkter politischer Homogenität" – auch der Mitarbeiter (S. 74).

Robert Rohr ("Lokaljournalisten bei der Arbeit") zeigt in seiner Untersuchung, daß die Lokalberichterstattung ganz wesentlich auf der Initiative der Institutionen und Personen basiert, über die berichtet wird. Je kleiner die Zeitung, desto größer ist ihre Abhängigkeit von den Informationslieferanten. Aufgrund einer katastrophalen Arbeitssituation vieler Lokaljournalisten läßt sich zuweilen von einer eigenständigen und autonomen journalistischen oder auch nur redaktionellen Tätigkeit kaum mehr sprechen. – *Holger Mühlbergers* Beitrag "Zur gesellschaftlichen Integration von Lokaljournalisten" verdeutlicht, daß eher "der große Arbeitsdruck in den mangelhaft ausgestatteten Redaktionen" als ein prinzipieller "Anpassungsjournalismus" der Redakteure zum Verzicht auf Kommentar und Kritik in der lokalen Publizistik führt (S. 113). Nach Mühlbergers Darstellung wollen und können gerade Lokaljournalisten ihre Informationsquellen nicht dadurch verstopfen, daß sie den eigenen Standpunkt ohne Rücksicht auf die Folgen zum Maßstab ihrer Arbeit machen; in diesem Sinn handeln sie "in der Mehrzahl verantwortungsethisch".

Ein ambivalentes Tätigkeitsfeld stellen *Jürgen Wilke* und *Ulrich Müller* dar: "PR-Journalisten zwischen Autonomie und Interessenvertretung". Die Autoren finden die PR-Journalisten "nach Wertsystem und Rollenverständnis sowie den tatsächlichen Tätigkeiten nach in einer eigentümlichen Zwischenlage", in der der auch für Massenmedien geltende Konflikt zwischen Autonomiebedürfnis und Interessenvertretung ausgeprägter empfunden wird (S. 140). Möglicherweise werden den PR-Journalisten, da sie aus dem Schonraum traditioneller journalistischer Arbeit teilweise heraustreten, Abhängigkeiten deutlicher, die sonst oft berufsideologisch verdeckt oder verdrängt werden. Jedenfalls sehen Wilke und Müller "insofern kaum Veranlassung zu Minderwertigkeitsgefühlen, als es wesentlich . . . Informationen (der PR-Journalisten) sind, auf die der Journalist in den Massenmedien zunehmend angewiesen ist" (S. 141).

In ihrem Beitrag "Die ständigen freien Mitarbeiter der Rundfunkanstalten" geht *Ines Elster* u. a. der Frage nach den Entscheidungsstrukturen und den Kontrollpraktiken nach, denen sich freie Mitarbeiter gegenübersehen. Dabei stellt sich heraus, "daß die festangestellten Mitarbeiter des Hörfunks ihre Kontrollaufgaben für die ständigen freien Mitarbeiter weitaus weniger spürbar wahrnehmen als die festangestellten Mitarbeiter des Fernsehens" (S. 154). Ihre eigene Arbeitssituation sehen die Freien vor allem durch Leistungsdruck, Kreativität und Engagement geprägt, Merkmale, die sie bei den Festangestellten besonders vermissen, bei denen sie vor allem Routinearbeit, regelmäßige Arbeitszeit und soziale Sicherheit dominant finden. Vor allem soziale Gesichtspunkte sind es denn auch, weswegen sich freie Mitarbeiter nicht nur als Journalisten anderer Art, sondern als Journalisten zweiter Klasse empfinden – und überwiegend eine Festanstellung anstreben.

Die journalistische Entscheidungsfreiheit der Pressejournalisten ist Thema des Beitrags von *Rüdiger Schulz* ("Das Entscheidungsverhalten von Verlegern und Chefredakteuren"). Tendenziell zeigt sich zunächst, daß die Entscheidungsspielräume des einzelnen Journalisten in verschiedenen Ressorts offenbar unterschiedlich groß sind: am größten im Feuilleton und im Sport, am geringsten in der Politik und im Lokalen. Den Daten von Schulz läßt sich auch die Vermutung entnehmen, daß die Entscheidungsfreiheit häufiger durch redaktion*sexterne* Zwänge eingeschränkt wird als durch redaktion*sinterne*. Dabei rückt auch die Rolle des Verlegers in den Blickpunkt: immerhin die Hälfte der Redakteure und noch ein Fünftel der Chefredakteure und Ressortleiter stellen fest, daß der Verleger mit Einzelanweisungen in die Redaktionsarbeit eingreift. Dem entspricht, daß "ernstere Konflikte" zwischen Verlag und Redaktion offenbar mindestens so häufig sind wie Konflikte innerhalb der Redaktion.

Außer den hier skizzierten Arbeiten enthält der Band noch – z. T. bereits an anderem Ort pu-

blizierte – Beiträge von *Konstanze Rohde* und *Wolfgang Donsbach* zur Ausbildungsproblematik, von *Hans Mathias Kepplinger/Inge Vohl* zum Verantwortungsbewußtsein von Fernsehredakteuren und von *Elisabeth Noelle-Neumann* zur Entfremdung zwischen Journalisten und Gesellschaft.

Der Herausgeber *Kepplinger* hat Materialien der Einzeluntersuchungen in seiner Einführung ergänzt und zu einem "Überbau" verarbeitet, der nicht frei ist von gewagter Zuspitzung, die mancher Leser sicher als pauschalierte Journalisten-Schelte eines Wissenschaftlers betrachten wird, dessen eigenes Metier womöglich in einem ebenso empfindlichen Glashaus sitzt. Kepplingers Thesen regen – weil auch zum Widerspruch – freilich zur Diskussion an. Generell ist allerdings zu fragen, inwieweit sein "Überbau" noch durch die empirischen Befunde gedeckt ist, die in den Einzelbeiträgen dargestellt sind. Denn Kepplinger geht z. T. weit über die Interpretationen seiner Autoren hinaus und verschiebt deren Akzente. Die Grenzen zwischen dem sinnvollen Bemühen um eine tragfähige Systematisierung und dem problematischen Bedürfnis nach einer dogmatischen Lehrmeinung verschwimmen.

Zunächst sieht Kepplinger in der Berufswahl der Journalisten eine "Negativentscheidung . . . gegen eine Tätigkeit in Staat und Wirtschaft" (S. 8 ff.); infolgedessen sei der Journalismus von einer grundsätzlichen Distanzierung gegenüber diesen politischen und gesellschaftlichen Bereichen geprägt, was dann auch zu der gelegentlich beschworenen "Linkslastigkeit" der Journalisten führe. – Die "Kombination von Selbstselektion und Kooptation beim Berufseintritt" ist nach Kepplinger ein wesentlicher Grund dafür, daß Journalisten "einen eng begrenzten Gruppenstandpunkt" vertreten, der sich vornehmlich an Kollegenmeinungen orientiert (S. 12 ff.). – Ihre sozialen Privilegien – so Kepplinger weiter – betrachten die Journalisten als selbstverständlich, obwohl sie diese Vorrechte lediglich mit einem subjektiv behaupteten Verantwortungsbewußtsein und weniger mit gesellschaftlichen Verpflichtungen begründen. Entsprechend verhalten sich Journalisten nach Kepplinger auch eher "gesinnungsethisch" als "verantwortungsethisch", d. h. "sie lehnen die Verantwortung für unbeabsichtigte Folgen ihrer Tätigkeit ab" (S. 17 ff.). – Schließlich führt Kepplinger aus, daß Journalisten – aufgrund ihrer tendenziell geistes- oder sozialwissenschaftlichen Orientierung – nach "anderen Rationalitätkriterien" denken und handeln als die Gruppen, die Gegenstand der journalistischen Arbeit sind (S. 23 ff.); in diesem Sinn sieht Kepplinger in den Journalisten insgesamt "eine durch Vorbild, Berufswahl und Berufstätigkeit selektierte Gegenelite zu den Machtgruppen in Politik, Verwaltung und Wirtschaft" (S. 25 ff.).

Alles in allem: Journalismus als Gegenkultur! – Weniger pauschal und zugespitzt formuliert und behutsamer interpretiert als bei Kepplinger ließen sich einer solchen Sichtweise durchaus gesellschaftlich sinnvolle und diskutable Perspektiven und Ansätze entnehmen: Journalismus als unabhängige Vermittlungsinstanz, als distanziertes Gegenüber und als kritisches Korrektiv gegenüber den in Staat, Verwaltung, Wirtschaft, Kultur etablierten Kräften. Nur: in Kepplingers Darstellung gerät das reichlich undifferenziert; da erscheint die "Gegenkultur" des Journalismus eher als inkompetente Subkultur mit beinahe subversiven Zügen.

In Anbetracht so weitreichender und selbstbewußt vorgetragener Urteile fragt man sich dann doch nach deren empirischer Basis. Es sind ganz überwiegend schriftliche Befragungen mit standardisierten Antwort-Vorgaben und z. T. sehr kleinen Samples. Ob das wirklich ausreicht, wenn sich in vielen Untergruppen der zahlreichen Tabellen hinter 10 % gerade noch *eine* befragte Versuchsperson verbirgt? Es wird oft und zu Recht beklagt, wie Prozentwerte – von Demoskopen dauernd produziert – sich in den Händen der Journalisten verselbständigen; sollte nicht mindestens die Wissenschaft mit ihnen vorsichtiger umgehen? – Hinzu kommen Statement-Batterien, die ihren konkreten Alltagszusammenhang schnell verlieren und in der wissenschaftlichen Auswertung und Interpretation oft allzu forsch zu abstrakten Kategorien und Indikatoren (gemacht) werden. Sagt dieser Vorgang nicht mehr über Absichten und Methoden der Forscher als sein Resultat über die Versuchspersonen?

Im übrigen: einige Beiträge des Buches implizieren – wie auch andere Mainzer Forschungsarbeiten – als zentrales Axiom, daß die *reaktiv* vermittelnde Funktion journalistischer Arbeit (Berichterstattung, Informationsverbreitung) von der *aktiv* meinungsbildenden Funktion (Kritik, Innovation, Interessenvertretung) nicht nur analytisch zu trennen sei, sondern daß diese beiden Funktionen nicht kompatibel seien, da sie einander – zumindest normativ – ausschließen. Tendenziell wird nur die erste ("reaktive")

Funktion als im eigentlichen Sinn "journalistisch" anerkannt, während in der zweiten ("aktiven") ein schon "politisches" Handeln gesehen wird. Auf diesem Axiom bauen dann zahlreiche Fragestellungen der Befragungen auf.

Man darf vermuten, daß hier den befragten Journalisten ein hochwillkommenes Schlupfloch geöffnet wird: ihnen dürfte nämlich nicht ganz verborgen geblieben sein, daß sie in der wissenschaftlichen Diskussion meist dem "Establishment" in Politik, Wirtschaft und Kultur (ob als Kumpane oder Kostgänger) zugerechnet und als dessen allzu willfähriges Sprachrohr kritisiert werden. Wenn ihnen in dieser Lage Antwortbatterien angeboten werden, die ihnen erlauben, kritische Distanz und Unabhängigkeit zu dokumentieren, wäre es verwunderlich, wenn sie diese Möglichkeit nicht benutzen, um ihre Standesehre wiederherzustellen und sich als eigentlicher Widerpart eines Establishments auszugeben, als dessen Teilhaber sie sich immer wieder angegriffen sehen. Wäre dann – so muß gefragt werden – die Interpretation eines quasi-politischen Rollen-Selbstverständnisses bei den Journalisten nicht eher die unreflektierte Übernahme der berufs-ideologischen Maske einer Teilelite, als die Demaskierung einer Gegenelite?

Und schließlich: wo liegt die konstitutive Bedeutung unabhängiger Medien und Journalisten für ein politisches und gesellschaftliches System, wenn es vor allem darum geht, die von den Positionsträgern und ihren Institutionen produzierten Fakten und Auffassungen öffentlich zu reproduzieren? Wäre es da nicht sinnvoller, den Pressestellen, Informationsabteilungen, PR-Agenturen usw. die Medien zur direkten Selbstbedienung gleich in die Hand zu geben?

Auch solche – vielleicht zugespitzten – Fragen wirft das vorliegende Buch auf. Dennoch ist es wichtig und anregend, weniger als endgültige und verläßliche Bestandsaufnahme über die Profession "Journalist", sondern als Beitrag zur Hypothesenbildung über einen schillernden Beruf, dessen Merkmale und Prozesse angemessen zu analysieren offenbar noch schwieriger ist, als man vor der Lektüre des Buches ohnehin wußte.

Dieter Roß

Albert E. Gollin (Ed.)
Polls and the News Media: A Symposium

Public Opinion Quarterly, vol. 44 (1980) No 4

Das vierte Heft von POQ des Jahrgangs 1980 ist als Themenheft zum Komplex "Nachrichtenmedien und Meinungsforschung" konzipiert. Es gliedert die Thematik nach drei Gesichtspunkten: (1) Historische, institutionelle und sozialwissenschaftliche Rahmenbedingungen; (2) Nutzung und Wirkungen von Demoskopie; (3) Kritik und Bewertung des Verhältnisses zwischen Journalismus und Meinungsforschung.

Dem ersten Aspekt gelten drei Aufsätze: *A. E. Gollin*, Herausgeber dieses Heftes, listet in seinem Beitrag ("Exploring the Liaison Between Polling and the Press") Fragen dieses Problemfeldes auf und hebt hervor, daß die Medien – anders als in der Vergangenheit – mittels eigeninitiierter Meinungsumfragen selbst entsprechende "Nachrichten" schaffen und damit zu Veränderungen politischer Situationen und Einschätzungen beitragen. *Crespi* ("Polls as Journalism") gibt einen systematisierenden Überblick zu den institutionellen Verknüpfungen von Journalismus und Demoskopie. *Weaver/McCombs* ("Journalism and Social Science: A New Relationship?") betonen die inhaltlichen Ähnlichkeiten zwischen journalistischer und sozialwissenschaftlicher Wirklichkeitsanalyse. Dies finde seinen besonderen Ausdruck im sogen. "precision journalism", der mit Nachdruck die Anwendung sozialempirischer Techniken fordere (vgl. dazu den Aufsatz von M. Rühl in diesem Heft).

Das zweite Problemfeld wird von einem Beitrag von *Paletz* et al. ("Polls in the Media: Content, Credibility, and Consequences") eingeleitet, in dem für einen Zeitraum von drei Jahren veröffentlichte Meinungsumfragen aus der New York Times und von den Fernsehgesellschaften CBS und NBC kategorisiert und analysiert werden. Erwartungsgemäß dominieren politische Inhalte, in Sonderheit Umfragen im Umfeld der Präsidentschaftswahlen, wobei die Fernsehgesellschaften entsprechende Daten deutlich häufiger publizieren als die New York Times. Interessanter sind die interpretierenden Feststellungen der Autoren: Es ist nach ihrer Analyse unübersehbar, daß Umfragedaten von den Medien in der Regel sozusagen im "Rohzustand" veröffentlicht werden, ohne erläuternde Hinweise, und damit den unterschiedlichsten Deutungen in der Öffentlichkeit offenstehen. "Ungebundene Daten" – nicht nur ein Sakrileg im sozialwissenschaftlichen Sinn. Umgekehrt bieten die demoskopischen Institute vor allem bei Einstellungserhebungen Interpretationen an, deren Sinnfälligkeit und Stichhaltigkeit von den Journalisten kaum zu überprüfen sind. Ihre